



Emma La Spina

**NIEMAND
TROCKNETE
MEINE TRÄNEN**

Meine qualvollen Jahre
in einem Kinderheim

Weltbild

Niemand trocknete meine Tränen

Emma La Spina wurde 1961 als zehntes von elf Kindern in Sizilien geboren, wo sie auch heute noch lebt. Wie alle ihre Geschwister wuchs sie in einem von Nonnen geleiteten Erziehungsheim auf. Abgeschottet von der Außenwelt wurden die Kinder im Heim körperlich und seelisch misshandelt und lebten in ständiger Angst. An ihrem 18. Geburtstag wurde Emma aus dem Heim entlassen und musste sich von einem Tag auf den anderen ein Leben außerhalb des Heims aufbauen.

Heute hat Emma einen Job, vier Kinder, die sie liebt, und ein erfülltes Leben. In *Niemand trocknete meine Tränen* erzählt die Autorin ihre bewegende Geschichte.

Emma La Spina

Niemand trocknete meine Tränen

Meine qualvollen Jahre in
einem Kinderheim

Übersetzung von
Petra Knoch

Weltbild

Die italienische Originalausgabe erschien unter dem Titel *Il suono di mille silenzi*
bei Edizioni Piemme S.p.A. Milano – Italy

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2009 Edizioni Piemme S.p.A. Milano – Italy

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 Bastei Lübbe AG, Köln

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Übersetzung: Petra Knoch

Umschlag: atelier seidel, teising

Umschlagabbildung: Mädchen © shutterstock/ostill;

Landschaft © shutterstock/Borisb17

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-8289-3308-8

2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Er starrt auch nicht nach dem Himmelslicht
Durch den kleinen Streifen Glas
Und fleht nicht heiß, mit Lippen weiß:
»Mein Gott, erspar mir das!«
Er spürt auf der schauernden Wange nicht
Den Kuss [sic!] des Kajaphas.*

Oscar Wilde¹

*Von klein an ging ich eigne Bahn;
Ich sah nicht so, wie andre sahn; [...]
Ich liebte, was nur ich geliebt.*

Edgar Allan Poe²

Vorwort

Dieses Buch zu schreiben war mir ein zutiefst empfundenenes Bedürfnis.

Ich habe meine Kindheit und frühe Jugend in einem Erziehungsheim für Kinder verbracht und war überzeugt, dass das Leben eines jeden Menschen von dem geprägt wäre, was das Schicksal mir zudedacht hatte: fortwährende Misshandlungen an Körper und Seele, fehlendes Wissen über die fundamentalsten Dinge des Lebens, bitteres Elend.

An dem Tag, an dem ich achtzehn Jahre alt wurde und die staatliche Unterstützung endete, wurde ich von jetzt auf gleich auf die Straße gesetzt. Im wahrsten Sinne des Wortes, ohne jede Vorwarnung. Ausgesetzt in einem belebten Niemandsland, das so anders war als alles, was ich bis dahin kannte. Und nicht weniger feindlich. Die da draußen, die anderen, so Andersartigen, kamen mir wie Fremdlinge vor. Nach und nach begriff ich dann, dass ich der Fremdling war.

Was meine Leidensgenossinnen und ich erlebt haben, mag klingen, als wäre es in längst vergangenen Zeiten oder fernen, unerforschten Ländern geschehen, aber so ist es nicht. Man könnte es für reine Erfindung halten, doch alles ist leider nur zu wahr.

Einzig die Namen der handelnden Personen, die

größtenteils noch leben, habe ich geändert. Mit Ausnahme meines eigenen Namens, des Namens, der mir zugewiesen wurde und der für mein Leiden und meine Befreiung steht.

Ich habe all das für meine Heimgefahrtnnen aufgeschrieben, die sich noch immer zutiefst fürchten, über ihre schmerzlichen Erfahrungen zu sprechen, gradeso, als wären sie die Täter und nicht die Opfer.

Ich habe all das aufgeschrieben, um Türen aufzustoßen, die viel zu lange verschlossen waren, um Licht in finstere Räume zu bringen, um mit Gleichgültigkeit und Heuchelei zementierte Mauern einzureißen.

In erster Linie aber habe ich all das aufgeschrieben, weil ich nicht fähig war, es laut herauszuschreien. Denn ich bin eines der tausend schweigenden Mädchen in den weiten Räumen eines Kinderheims.

Verwehrte Kindheit

Die Frau, aus deren Bauch ich stamme, hatte eine seltsame Angewohnheit: Sie brachte ein Kind nach dem anderen zur Welt und setzte jedes von ihnen gleich nach der Geburt aus.

Elf Mal ging das so. Ich war Nummer zehn.

Nicht identifizierbare Findelkinder bekamen einen beliebigen Vor- und Nachnamen, der sich mehrfach ändern konnte, während sie bis zum Alter von drei Jahren im Waisenhaus waren. So erging es auch mir.

Als ich von dort entlassen wurde, geriet ich an den Orden der Barmherzigen Schwestern. Auf den frühesten Bildern, die ich tief aus meiner Erinnerung hervorkramen kann, sehe ich Nonnen in einer nur Gesicht und Hände freilassenden Ordenstracht. Ein blaues Gewand mit einer weißen Kopfbedeckung, die aussieht wie große Schmetterlingsflügel.

An meine Ankunft im Erziehungsheim erinnere ich mich nur bruchstückhaft. Ich weiß noch, dass auch ich in die gleiche Heimkluft gesteckt wurde wie all die anderen Mädchen. Wie Blitze am Nachthimmel zucken die Bilder vereinzelt auf. Klar und zusammenhängend werden sie erst ab meinem fünften Lebensjahr.

Suor Cecilia, die Ordensschwester, die mich in meinen Trakt führt, ist groß und stämmig, ihr Blick unbeteiligt.

Meine Heimgefährten tauchen vor mir auf, genauer gesagt meine Gefährtinnen, die Geschlechter sind nämlich strikt voneinander getrennt. In den riesigen, von Mädchen wimmelnden Räumen fühle ich mich verloren. Ich weiß nicht, was mich erwartet. Die Schwester führt mich in den Schlafsaal und stellt mich der weltlichen Erzieherin vor. Auch sie wirkt kühl und distanziert. Suor Cecilia erklärt: »Wir werden sie Emma nennen, nach dem Namen des Schlafsaals und nach Schwester Emma, unserer Mutter Oberin.« So also erfahre ich meinen neuen Namen, der für mich der erste ist. Niemand rief mich im Waisenhaus je beim Namen, daher habe ich keine Ahnung, dass ich schon einmal einen anderen hatte.

Das Heim ist groß, nahezu tausend Kinder leben hier. Nach Geschlecht und Alter sind sie auf einzelne Trakte verteilt, zwischen denen es keine Verbindung gibt. Jeder Bereich ist hermetisch abgeschlossen wie der Frachtraum eines Schiffes. Über allem liegt Schweigen. Tausend Kinder, kein Laut: kein Lachen, kein Weinen, keine Geräusche. Nur tausendfaches Schweigen.

Mit einem Mal finde ich mich in einer unbekanntem Welt wieder. Ich beginne mich zu fragen, wo ich bin und warum und wer die Menschen um mich herum sind. Die relative Sicherheit, die ich vom Waisenhaus gewohnt war, weicht der Angst. Ich fühle mich einsam und verwirrt.

Sogleich werden mir neue und starre Vorschriften auferlegt. Dass ich sie verstehe, ist nicht von Belang,

denn wie ich zu meinem Leidwesen bald lernen werde, muss ich sie einfach nur befolgen. Hier gibt es für mich nur Pflichten: kein Spiel, keine Puppe, kein Märchen, nichts, was mich zum Lächeln bringen könnte. Ich spüre, dass mir etwas fehlt, weiß jedoch selbst nicht, was genau es ist. Auch zuvor bin ich niemals geküsst, umarmt, gestreichelt, mit einem liebevollen Wort bedacht worden. Alles ist Kälte und Regelwerk.

Die Heimkluft, die wir alle tragen, besteht aus einem langärmeligen Kleidchen, das weder Taschen noch Knöpfe hat und einfach über den Kopf gestreift wird. Es ist aus weißem Bettlakenstoff. Die Haare sind einheitlich rasselkurz geschnitten. Fast alle Mädchen haben bleiche Gesichter, und es fällt schwer, uns auseinanderzuhalten.

Jeden Morgen um fünf Uhr klingelt der Wecker: Zuerst hast du dein Bett zu machen, dann geht es zur Toilette. Du musst gar nicht? Streng dich an, bis es klappt, denn du wirst keine weitere Gelegenheit bekommen – alles hat zur festgelegten Zeit zu geschehen. Meine Bemühungen, mich dem vorgegebenen Tagesrhythmus anzupassen, scheitern immer wieder. Manchmal kann ich nicht mehr einhalten und mache in die Hose. Nicht nur einmal passiert mir das in der Kirche: Während die anderen aufstehen und gehen, bleibe ich wie versteinert in der Bank sitzen. Ich schäme und fürchte mich, da ich weiß, was mir blüht. Die Nonne bemerkt mein Fehlen

und kommt mich holen, und kaum erkennt sie den Grund für mein Zaudern, setzt es eine schallende Ohrfeige. Nachdem sie nach der Erzieherin gerufen hat, damit ich neue Kleider bekomme, verkündet sie die Strafe: Das fünfjährige Mädchen muss sich die schmutzige Unterhose wie ein Schandhütchen aufsetzen und dann mit Eimer und Lappen die Bescherung aufwischen.

Ins Bad geht es nur zur Bedürfnisverrichtung, denn tägliche Körperhygiene ist nicht vorgesehen. In dem Raum, der nichts weiter als eine Latrine ist, gibt es weder ein Waschbecken noch Seife, Zahnbürste oder Zahnpasta; von Shampoo haben wir noch nie gehört. Ich fühle mich immerzu schmutzig, obwohl ich tatsächlich einmal im Monat ein Bad nehmen darf. Darauf freuen wir uns alle wie auf ein Fest. Eine nach der anderen warten wir vor dem Zimmer mit der Badewanne, bis wir an der Reihe sind. Das Wasser wird nicht gewechselt, ein Mädchen steigt heraus und ein anderes taucht hinein. Mir ist egal, ob ich früher oder später hineinkomme, so ist es nun mal: Man steigt ins bereits von zahlreichen Körpern verschmutzte Wasser, wäscht sich und steigt wieder hinaus. Danach jedoch, einmal im Monat, wartet als angenehme Überraschung frische Wäsche auf uns, Unterhemd, Unterhose, Strümpfe und Kleid, sogar Bettwäsche.

Um sechs Uhr früh steht der Gottesdienst auf dem starren Tagesplan des Heims. Bangen Schrittes betrete ich die Kirche, folge der Messe mit angehaltenem Atem,

spreche voller Angst vor einem Fehler die Gebete. Ein Gefühl der Beklommenheit umhüllt mich wie eine Wolke, denn ich weiß, ich werde beobachtet. Beschattet sogar. Auf alles muss ich achten, kein Wort des Priesters darf mir entgehen, weil jemand noch Strengeres als die Schwester mich belauert und über mich richtet: Der Teufel ist an meiner Seite, auch wenn ich ihn nicht sehe. Hin und wieder blicke ich mich verstohlen nach ihm um. Ich entdecke niemanden, aber ich weiß, er ist da, dessen bin ich mir ebenso sicher wie die Nonnen. Hä-misch und anklagend umkreist er mich ständig, damit ich nicht vergesse, dass mir das Fegefeuer droht. In solchen Momenten ist die Angst für mich realer als die Luft, die ich atme: eine dichte, greifbare, verschlingende Masse. Der große kalte Raum, ein betäubendes Gefühl, nachdem man jäh aus dem Schlaf gerissen wurde – die halbe Stunde wird zur endlosen Qual.

Den anderen Heiminsassinnen ergeht es nicht besser. Alle stehen unter dem Eindruck dieser Atmosphäre aus abergläubischem Gehorsam und ständiger Angst, in der die Erziehung durch die Nonnen erste Wirkung zeigt. Tag für Tag lehren sie uns zur Rosenkranzstunde das Fürchten, wenn sie von der drohenden Gefahr durch den Teufel und von den Höllenqualen predigen. Das sind die einzigen Märchen, die sie uns Kindern erzählen: Religion prägt sich uns als etwas Finsteres, Bedrückendes ein und Gott als ein unbeugsamer Aufseher, der richtet und straft.

Der Priester verbreitet keine grundlegend andere Lehre, doch ist er uns ferner und seine Funktion auf den Gottesdienst beschränkt. Da er stets den Talar trägt, ist mir schon rein äußerlich der Unterschied zwischen Priester und Ordensschwester, zwischen Mann und Frau, nicht ganz klar. Erst im Alter von elf Jahren sehe ich an der Mittelschule einen Mann in Hosen.

Nach dem Gottesdienst gehen wir zum Frühstück. Wir bewegen uns im Gänsemarsch, einander nah und doch fern, jede mit ihrem eigenen Kummer, ohne ihn in Worte fassen zu können oder überhaupt reden zu wollen. Ich kann mich an keine echte Freundschaft oder wenigstens Komplizenschaft mit einem anderen Heimädchen erinnern, mit einer Ausnahme, die mein Dasein entscheidend beeinflusst hat. Das Elend und die Angst, in der man uns leben lässt, lösen in uns weniger ein Gefühl von Solidarität als vielmehr gegenseitiges Misstrauen aus. Jede unterstellt den anderen unverdiente Privilegien, weshalb wir uns – dem Anschein nach wehrlose Mädchen, in Wahrheit jedoch kleine Raubtiere mit ausgefahrenen Krallen – gegenseitig überwachen: Das ist die Art von Kameradschaft, die meine ersten Lebensjahre prägt.

Das Essen kommt aus einer Küche, zu der uns der Zutritt verboten ist, wir Mädchen jedoch kennen uns bestens mit ihr aus oder glauben es zumindest, da die Älteren uns Märchenhaftes zu berichten wissen. Zwei

verschiedene Gerichte werden dort gekocht: eines für uns und eines für die Schwestern. Über das Mahl der Schwestern kursieren zahlreiche sagenumwobene Geschichten, und schon allein der Duft erscheint mir so köstlich, dass ich davon satt werde.

Unser Frühstück hingegen wird so zubereitet: In einer Schale wird Wasser mit einem weißen Pulver, vielleicht Milchpulver, vermischt. Das Ergebnis ist eine widerliche Flüssigkeit. Zu der ›Milch‹ gibt es altbackenes Brot, das an den Vortagen am Tisch der Großen übrig geblieben ist (von uns kann es jedenfalls nicht sein, denn bei unserem chronischen Hunger bleibt nie auch nur ein Krümel zurück). Das Brot würde als Einziges keinen Ekel hervorrufen, müsste es nicht in der ›Milch‹ eingeweicht werden, bis eine Art Brei entsteht. Das Frühstück, wie im Übrigen auch das Mittag- und Abendessen, ist absolut ungenießbar und wird durch den Zwang, es dennoch hinunterwürgen zu müssen, zu einer regelrechten Qual.

Der Speisesaal ist riesig groß. Ganz hinten führt eine Tür zur Küche und zum Esszimmer der Schwestern. Rechts neben dem Eingang hat die Erzieherin, eine Frau mittleren Alters, ihren Platz. Links steht ein weiterer, größerer Tisch für aus vielerlei Gründen privilegierte Mädchen: Zumeist haben sie externe Fürsprecher oder sind besonders gefügige Wesen, die sich als Unterdrückungsgehilfinnen der Schwestern hergeben und die ›Verfehlungen‹ ihrer Kameradinnen anschwärzen.

Unsere Tische sind längs des Saals in Reihen aufgestellt. Jeder von uns wurde ein fester Platz zugewiesen, sodass man immer dieselben Tischnachbarinnen hat, was aber keinen großen Unterschied macht, ist es uns doch kategorisch verboten, miteinander zu reden. An jedem Tisch gibt es, auf zwei Bänke verteilt, vier Plätze und vier Schubladen. Jedes Mädchen hat seine Schublade, in die es nach dem Essen sein Besteck räumt, das dann bei der folgenden Mahlzeit, ohne einen Tropfen Wasser gesehen zu haben, wieder benutzt wird. Nach einer Weile beginnt es unangenehm zu riechen, aber daran sind wir gewöhnt, für uns ist das normal.

Das Frühstück ist immer dasselbe, egal ob Sommer oder Winter, auch Weihnachten und Ostern bilden keine Ausnahme. Ich würde darauf verzichten, selbst wenn ich dafür mit Hunger bezahlen müsste, aber wie ich sogleich am Beispiel der mutigeren und weniger leidensfähigen Mädchen lerne, ist das nicht möglich. Du weigerst dich, die Milch zu trinken? Dann bekommst du sie am Mittag und am Abend erneut vorgesetzt. Die Widerspenstigen werden gezwungen, sich mitten im Speisesaal vor die Schüssel auf den Boden zu knien. In der Schüssel das aufgeweichte Brot, daneben der Löffel. Sollte das Mädchen noch immer nicht essen wollen, was ihm vorgesetzt wurde, muss es während des gesamten Mittagessens vor der Schüssel knien und verpasst die Mahlzeit. Das Ganze wiederholt sich am Abend, und so geht es drei Tage lang. Nach drei Tagen spätes-

tens stößt die ›Geduld‹ der Schwestern an ihre Grenzen, danach greifen sie durch: Die Pampe wird mit Gewalt hineingetrieben, entweder ein Bissen oder ein Stockhieb.

Mit mir sitzen drei Leidensgefährtinnen am Tisch. Ich überlege: Warum versuche ich nicht, eine von ihnen zu überreden, die Suppe für mich zu essen? Ich könnte mein Talent fürs Nähen nutzen und einem der Mädchen versprechen, ihm die Stickerarbeit oder auch den Putzdienst abzunehmen, wenn es meine Milch trinkt. Oder aber ich esse seine Portion, wenn es das Mittag- oder Abendessen nicht hinunterbekommt. Der Plan geht auf, und kleine überlebenssichernde Kompromisse werden geschlossen. Die Verhandlungen aber gestalten sich schwierig und werden mit unauffälligem Geschick und großer Angst geführt. Bei Tisch gilt absolutes Redeverbot, und bereits ein einvernehmlicher Blick kann von der Erzieherin und der Nonne bei ihren Kontrollgängen durch die Tischreihen geahndet werden. Die Erzieherin hat lange Fingernägel, die sie uns gern einmal in den Hals bohrt. An kleinsten Gesten erkennt sie unsere Komplizenschaft. Im besten Fall setzt es Ohrfeigen oder Kniffe. Unsere Furcht vor der Erzieherin und der Nonne ist so groß, dass wir uns, immer wenn sie im Speisesaal in unsere Nähe kommen, zusammenkrümmen wie sich Ähren im Kornfeld einem Windstoß beugen.

Eine weitere Gefahr droht uns von den ›Privilegierten‹,

deren Tisch strategisch so platziert ist, dass man von dort den gesamten Saal im Blick hat. Jede verdächtige Geste unsererseits wird angeschwärzt. Viel zu gewinnen gibt es für die Spitzel jedoch nicht: ein paar Vergünstigungen, viele Versprechungen, jedoch keine wirkliche Verbesserung im Hinblick auf Verpflegung und Drill.

Im Anschluss an den Gottesdienst und das Frühstück nötigen die Schwestern uns gegen halb acht früh zu einer Nähstunde, die am Nachmittag fortgesetzt und zur vorgeschriebenen Zeit beendet wird. Die Arbeit muss perfekt ausgeführt werden, wobei die Belohnung für ein makelloses Ergebnis darin besteht, keine Prügel zu beziehen. Wirst du nicht fertig, geschieht zunächst einmal nichts, doch du wirst zunehmend unruhig und ängstlich, denn im Laufe des Tages musst du mit deiner Bestrafung rechnen.

Und die Strafe kommt, früher oder später. Das Erziehungsinstrument ist ein langer nasser Rohrstock auf nackter Haut. Auf Schultern, Kopf, Beinen, wo immer er landet. Ich versuche, meinen Kopf mit den Händen zu schützen, aber die Hiebe verursachen brennende Schmerzen, Blutergüsse und manchmal offene Wunden. Dabei kann es passieren, dass ich einnässe, und dann wehe mir erst recht. Was ich soeben beschrieben habe, ist jedoch nur die spontane Züchtigung, am Abend folgt dann die echte, geplante und mit methodischer Grausamkeit ausgeführte Bestrafung.

Alle Mädchen verbindet das erbarmungswürdige Schicksal, im Heim zu leben, dabei stammen sie jedoch aus unterschiedlichen Verhältnissen. Einige haben keine Familie, weil sie von Prostituierten geboren und weggegeben wurden oder weil ihre Mütter selbst noch Kinder und nicht in der Lage waren, für sie zu sorgen. Andere Heimbewohnerinnen hingegen haben eine Mutter oder einen Vater, manchmal auch beide Elternteile, die sich aber nicht um sie kümmern können, da sie im Gefängnis sitzen oder unter schweren Geisteskrankheiten leiden oder aber wegen häuslicher Gewalt das Sorgerecht verloren haben. Manche sind da, weil sie in einer vielköpfigen Familie schlichtweg eine zu viel waren. Von diesen Mädchen bekommen einige regelmäßig Besuch von ihren Eltern, oder sie dürfen – aber das sind wirklich nur sehr wenige – zu ganz besonderen Anlässen wie Weihnachten oder Ostern sogar einen ganzen Tag zu Hause verbringen. Angesichts so unterschiedlicher Verhältnisse bleibt mir meine eigene Herkunft unklar. Ich wurde, so viel weiß ich, gleich nach der Geburt abgegeben und bin wie viele meiner Kameradinnen allein, doch scheint mir meine Geschichte voller Geheimnisse zu sein. Mutter, Vater, Familie, was können diese Worte für mich bedeuten?

Niemand hat mir je erklärt, was eine Mama ist. Das Wort habe ich zum ersten Mal von anderen Heimkindern aufgeschnappt, und seitdem denke ich, irgendwo auf der Welt müsse es auch eine für mich geben. Wer

von Geburt an blind ist, stellt sich Farben in Form von Musik vor, und auf die gleiche Weise versuche ich, mir ein Bild meiner Mama zu machen. Sie hat einen sanften, liebevollen und beruhigenden Blick, trägt einen wunderschönen blauen Mantel, sieht unter allen nur mich an und lächelt mir unentwegt zu. Das mag daher rühren, dass das einzige Bild einer Mutter, das man mir gezeigt hat, das von Maria mit dem Jesuskind in der Kirche ist, und niemand sich die Mühe gemacht hat, mir zu erklären, dass sie die Mutter unseres Herrn ist. Mein Mutterbild kann keine realistischen Züge annehmen, denn wir Mädchen erzählen uns gegenseitig nichts über unsere Herkunft.

Meinen Vater hingegen stelle ich mir nicht vor, denn er interessiert mich nicht. Mit dem Wort Papa kann ich nichts anfangen, ebenso wenig wie mit Bruder oder Schwester: Die Begriffe existieren nicht in meinem Wortschatz.

Nach der Nähstunde beginnt der Schulunterricht, der in einem Saal innerhalb des Heims abgehalten wird. Wie bereits deutlich geworden sein dürfte, komme ich nie aus diesem heraus.

Meine Banknachbarin ist ein brünettes Mädchen, dürr wie wir alle, aber völlig apathisch. Ich bin aufgeweckter und schneller als sie, was ich mir zunutze mache, um ihr als Gegenleistung für meine Hilfe ein paar Gefallen zu entlocken, und so lässt sie für mich un-

erwünschtes Essen verschwinden oder hilft mir beim Hausputz.

Auch die Lehrerin ist eine Ordensschwester. Der Unterrichtsstoff muss sofort sitzen, denn es gibt keine Möglichkeit, etwas nachzuholen: Uns stehen weder freie Zeit noch irgendwelche Lernmittel zur Verfügung, mit Ausnahme dessen, was sich im Klassenzimmer findet, nämlich eine Fibel, ein Schulheft und ein Bleistift. Keine von uns besitzt etwas Eigenes. Keine Federhalter, Malfarben oder Übungshefte.

Die Lehrmethode fußt auf Bestrafungen und Stockhieben. Wer die Antwort nicht weiß, bekommt einen Schlag auf die Hände oder den Kopf und muss anschließend hinter der Tafel mit dem Gesicht zur Wand Strafe stehen. An manchen Tagen ist es dort so voll (hinter die Tafel passen höchstens fünf Mädchen), dass die übrigen ihre Strafe den restlichen Vormittag mit der Stirn auf dem Tisch, die Hände über dem Kopf, absitzen dürfen. Ich bin gut in der Schule und lande nicht wegen Verständnisschwierigkeiten hinter der Tafel. Ab und an jedoch werde ich dorthin geschickt, weil ich nicht aufpasse oder die anderen durch Schwätzen ablenke. Dass ich stets vorbereitet bin, obwohl so gut wie keine Möglichkeit besteht, außerhalb des Klassenraumes zu lernen, tröstet mich irgendwie und macht mich ein wenig stolz.

Nach dem Unterricht geht es zum Mittagessen, an die gewohnten Plätze im Speisesaal. Auch das Essen ist im-